

Und natürlich hängt daran die ganze Bedeutung Christi und seines Heilswerkes. Wäre er nicht der ewige SOHN, könnte er nicht die Welt erlösen, ihre Sünde auf sich nehmen und wegschaffen (Joh 1, 29), *seinen* Geist ausgießen, sich selbst seinen Jüngern eucharistisch zur Speise geben. Man kann sich nur wundern über die Oberflächlichkeit, mit der von manchen Christus zwar eine zentrale Stellung im Heilswerk Gottes an der Welt zugewilligt wird, ohne daß sie sich nach den Voraussetzungen einer solchen übermenschlichen Bedeutung fragen. Auch hierin kommt der Kirche heute die Aufgabe zu, den Christenglauben in seiner Substanz zu wahren – ob gelegen oder ungelegen . . .

*Hermann-Josef Lauter OFM, Köln*

### **Sehr geehrte Damen und Herren!**

Das o. e. Heft habe ich mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen. Es mag ein wenig überheblich klingen: aber ich fand eigentlich nichts Neues darin. Wer mit einigermaßen offenen Augen und Ohren durch die Gemeinden geht, wird bestätigen können, daß die in diesem Heft gesammelten Stellungnahmen heute allenthalben in dieser oder jener Form von vielen Menschen geäußert werden, die am Leben einer einigermaßen aufgeschlossenen Gemeinde teilnehmen. Das alles war für mich nicht so sonderlich aufregend.

Stutzig wurde ich erst beim Lesen des Leitartikels von Helmut Erharter. Den letzten Absatz hat er überschrieben: Keine Auswertung.

Ich glaube sehr wohl zu wissen, warum die Redaktion die Äußerungen nicht „auswerten“ möchte. Das wäre vermutlich nicht ohne Brisanz. Ich vermute ferner, daß solches nicht jedem in der Kirche gefallen würde. Es kann ja auch nicht um eine Quantifizierung der Aussagen gehen à la SPIEGEL-Umfrage. Die kann jeder Leser in der Tat leicht selbst vornehmen.

Viel wichtiger als eine sozialpsychologische Quantifizierung oder soziologische Systematisierung scheint mir ein ganz anderes Problem zu sein: Wie ist denn dieser Vorgang eigentlich theologisch zu beschreiben, daß da eine ganze Menge recht gescheiter und

engagierter Christen so „selektiv“ Glauben bekennen? Es geht mir nicht um die theoretische Erörterung der Frage, wie repräsentativ im soziologischen Sinne die veröffentlichten Äußerungen sind.

Aber wer spricht denn endlich einmal die theologischen Konsequenzen aus, die sich daraus ergeben, daß viele Christen heute unverblümt bekennen: Diese Glaubenslehre hat für mich keine Bedeutung? Oder härter formuliert: Das glaube ich einfach nicht (mehr)! Daran kann die Pastoraltheologie doch nicht einfach vorbeigehen. Wie ist das theologisch zu beschreiben, was da allenthalben im Glaubensvollzug der Christen feststellbar ist und auch in aller Öffentlichkeit ausgesprochen wird?

Ich bin mir der Brisanz dieser Fragen durchaus bewußt. Aber ich halte es nicht für eine Lösung, auf eine Auswertung zu verzichten und jede Stellungnahme zu den gemachten Äußerungen zu unterlassen. Ich möchte Sie schon bitten, pastoraltheologisch wertend zu beschreiben, was da alles im Hintergrund dieses Heftes steht. Das wird Ihnen nicht nur Zustimmung einbringen. Aber ist das so wichtig? Redlichkeit und Wahrhaftigkeit gebieten es, das doch auszusprechen, was Herr Erharter (noch) nicht aussprechen wollte oder konnte.

Ich möchte diese Zeilen als Ermutigung dazu verstanden wissen . . .

*Pfarrer Richard Rademacher, Hagen*

## **Bücher**

### **Zu welchem (Vater-)Gott beten wir?**

1. *Michael Brocke – Jakob J. Petuchowski – Walter Strolz* (Hrsg.), *Das Vaterunser. Gemeinsames Beten von Juden und Christen.* Veröffentlichungen der Stiftung Oratio Dominica, Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1974, 288 Seiten.

2. *Johannes B. Lotz*, *Der siebenfache Weg.* Das Herrengebet von seinem Ende her, Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1980, 112 Seiten.

3. *Meinrad Limbeck*, Von Jesus beten lernen. Das Vaterunser auf dem Hintergrund des Alten Testaments, Religiöse Bildungsarbeit, Stuttgart 1980, 133 Seiten.

4. *Jörg Zink*, Gespräche mit dem dunklen Gott. Das Vaterunser ausgelegt nach Bildern des Stuttgarter Psalters, Verlag am Eschbach 1983, 78 Seiten.

Der zeitliche Abstand zu einem heiligen Text entfernt ihn nicht nur vom heutigen Leser; er erlaubt es auch, mit immer neuen Fragestellungen bisher unbekannt Facetten an ihm zu entdecken. Dies gilt vor allem für dasjenige Gebet, das Jesus seinen Jüngern aufgetragen hat, für das Vaterunser. Für dieses Gebet kann es keine endgültige Auslegung geben, nur mehr oder weniger ansprechende Annäherungen an seinen unermeßlichen Sinn.

Im folgenden werden vier Veröffentlichungen vorgestellt, deren ganz unterschiedlicher Deutungsansatz einige Aspekte dieser Unerschöpflichkeit erhellt; sie zeigen seine Kraft auf, aber auch den Anspruch, den dieser Text an den Beter stellen kann.

1. Im Rahmen einer Sammelbesprechung soll zunächst auf einen schon vor Jahren erschienenen Sammelband hingewiesen werden, der ein Symposium von christlichen und jüdischen Autoren über das Vaterunser dokumentiert und der besonders klar den historischen und spirituellen Hintergrund des Vaterunser zeichnet. Die Einleitung von *Walter Strolz* steckt lebendig und informativ zugleich den Horizont des gegenwärtigen Bewußtseins ab. Jüdische Autoren stellen die Eigenwelt der altisraelitischen Gebets-tradition mit Texten vor; aus ihr lebt der gläubige Jude bis heute, und auch der Beter Jesus von Nazareth war von ihr geprägt, wie die Nähe des Vaterunser zum Achtzehngebet zeigt. „Der Geist des Vaterunser im alttestamentlichen Glauben und Beten“ wird dann aus christlicher Sicht untersucht. Im „Horizont der griechischen Antike“ wird der Zeus-Hymnus des Kleantes erschlossen. Schließlich bemühen sich mehrere Theologen um einen christlichen Zugang zum Vaterunser.

Bei aller Verschiedenheit der Einzeltexte be-  
sichtigt dieser Sammelband durch seine klare  
Konzeption. Er ist wissenschaftlich sorgfältig

gearbeitet, ohne intellektuell oder trocken zu sein: ein informatives Arbeitsbuch auf festem theologischem Fundament.

2. Von der „Initiativen Therapie“ Graf Durckheims einerseits, von christlich integrierter Zen-Erfahrung (Lasalle) andererseits weiß sich *J. B. Lotz* beeinflusst. Im Anschluß an frühere eigene Veröffentlichungen will er in seiner Auslegung des Vaterunser einen „Läuterungsweg“ zeichnen, „der den Menschen von der äußersten Veräußerlichung zur innersten Verinnerlichung... führt“ (Vorwort). Das betende Betrachten des Vaterunser kann zur Meditation werden, die den Menschen innerlich wandeln und sein ganzes Leben umgestalten kann (Einleitung). – In sieben Schritten, verteilt auf drei Stufen, bedenkt Lotz dann das Vaterunser von seinem Ende her. Auf der ersten Stufe (Erlöse uns von dem Bösen; Führe uns nicht in Versuchung; Vergib uns unsere Schuld) geht es um *Reinigung*; auf der zweiten um *Erleuchtung* (Unser tägliches Brot . . . , Dein Wille geschehe, Dein Reich komme, Geheiligt werde Dein Name); auf der dritten Stufe geschieht die *Einung* in Anrede und Lobpreis des Vaters.

Dieser bemerkenswerte Ansatz mag zu schöpferischer Tiefe führen, wenn man ihm mit ganzer Hingabe folgen kann. Leider steht aber der Stil des Buches seiner Botschaft sehr im Wege. Formulierungen der neuscholastischen Dogmatik und manche recht platte Feindbilder wecken wohl auch im aufgeschlossenen Leser erhebliche Widerstände. Muß die Wandlung, die Frucht der betenden Meditation ist, nicht auch die je eigene Ideologie öffnen können, wenn sie in der Sinnrichtung des Vaterunser liegen soll?

3. Dieses Buch ist aus einer Artikelserie in einer regionalen Kirchenzeitung hervorgegangen. Wie allen seinen Veröffentlichungen, so merkt man auch diesem Buch pädagogische Kunst des Autors an: es ist überschaubar gegliedert, ungemein anschaulich aufgearbeitet und sehr lesbar formuliert. So führt schon das II. Kapitel (Vater unser im Himmel) mit Hilfe von umgangssprachlichen Ausdrücken, biblischen Verweisen und eigenen Erinnerungen lebendig an die Thematik heran. Eindrucksvoll be-

leuchtet ein längeres Zitat aus *Ilse Aichingers* Roman „Die größere Hoffnung“ die Dimension von Nähe und Ferne in bezug zum persönlichen Vater. Dennoch wird in diesem Kapitel die Problematik des Vater-Namens für Gott zu kurzschlüssig behandelt. Nicht so sehr die Erfahrung am je eigenen Vater hindert heute viele daran, Gott unbefangen „Vater“ zu nennen; sie stören sich viel grundlegender daran, daß sich eine letztlich unmenschliche und unchristliche Denk- und Herrschaftstradition in Gesellschaft und Kirche lange Jahrhunderte mit dem Rückgriff auf einen autoritären „Vater-Gott“ rechtfertigte. – Demgegenüber arbeitet Limbeck im III. Kapitel (Geheiligt werde Dein Name) selber überzeugend heraus, inwiefern das Vaterunser ein Gebet der Freiheit und der Befreiung ist: Jedesmal, wenn ich das Vaterunser von Herzen bete, sage ich den alltäglichen Götzen ab, denen ich mich halb bewußt, halb unbewußt immer wieder zu unterwerfen geneigt bin. Jedesmal stelle ich individuelle und gesellschaftliche Zwänge in Frage: Zu welchem Gott will ich beten? Welcher Macht unterstelle ich mein Leben? Bisweilen werden zu viele Themen zu leichthin abgehandelt; die Zwischenüberschriften verheißen mehr, als der Text einlösen kann. Über die Frage der Schuld und über das Böse findet der Autor Antworten, die zwar „vernünftig“ sind, die aber gerade deshalb nicht so recht befriedigen können. Vielleicht ließe sich der Sinn gerade dieser 4. Vaterunser-Bitte durch den Einbezug tiefenpsychologischen Verstehens vertiefen. Denn was ist „mein Wille“, und worin besteht der Gegensatz zwischen diesem „meinem“ Willen und dem „Willen Gottes“? Verbirgt sich nicht oft im „Schicksal“ ein unbewußtes Lebensarrangement, ein gestaltgewordener, unerkannter eigener Gegen-Wille? – Besonders lebensnah wird über das tägliche Brot geschrieben: Konsequenter Glaube umgreift die Auseinandersetzung mit konkreten gesellschaftlichen und politischen Problemen.

Unabhängig von den genannten Einschränkungen kann Limbecks Buch allen empfohlen werden, die das Vaterunser besser verstehen und intensiver beten wollen. Sein menschlicher, dialogischer Stil vereinnahmt

nirgendwo, sondern regt an und fordert heraus. Seine weltoffene, warme Frömmigkeit weckt auch in dem Leser, der sich nicht allen Deutungen anschließen mag, die Ahnung, daß ein so verstandenes Glauben und Beten befreien und ermutigen kann.

4. Das Buch des bekannten Pfarrers und theologischen Schriftstellers *Jörg Zink* führt in einer stillen Weise in die Tiefe des Vaterunsers. Zink geht ausdrücklich vom angefochtenen und leidenden Menschen aus, vom verzagten Gläubigen aller Zeiten, der im Gebet um Antwort auf seine Leiden ringt. Beispielfhaft greift er dabei auf den „Maler von St. Germain“ zurück, einen Benediktiner des 9. Jahrhunderts, der die Psalmen abschrieb und reich illustrierte. „Ich möchte gerne eine Weile mit ihm reden, denn den Zornigen, den Unzufriedenen, den, der von Gottes Gerechtigkeit auf dieser Erde gerne mehr sähe, den habe ich in mir, wie er ihn in sich hatte . . .“ (9) Einige dieser Illustrationen greift Zink heraus, um auf ihrem Hintergrund die Aussagen des Vaterunsers zu umkreisen. Ihn leitet dabei die Überzeugung Bonhoeffers: „Alle Gebete der Heiligen Schrift sind im Vaterunser zusammengefaßt. Sie werden also durch das Vaterunser nicht überflüssig gemacht, sondern sie sind der unerschöpfliche Reichtum des Vaterunsers, wie das Vaterunser ihre Krönung und Einheit ist.“ Dabei geht Zink assoziativ vor, mehr fühlend als denkend, mehr amplifizierend als interpretierend. Die alten Bilder – die (leider nur zum Teil farbig) wunderbar klar wiedergegeben sind – sprechen für sich; sie lassen im Autor Wahrnehmungen und Fragen aufsteigen, die sich fast unversehens zu Einsichten verdichten. So ergibt sich ein Band, der mehr ist als eine „Auslegung“ des Vaterunsers, er wird selber zur Besinnung, zum Gebet.

Die belastenden Erfahrungen des Menschen – auch mit Gott, mit dem „dunklen Gott“ – haben für Zinks Blickrichtung wesentliches Gewicht. In der Betrachtung der fünften bis siebten Bitte (Schuld – Versuchung – Böses) gewinnt der Text daher auch besonderen Ernst. Mit sparsamen Worten kann der Autor hier Perspektiven eröffnen, in denen Glaubenswissen und menschlich-psychologische Erfahrung vermittelt sind.

Die Botschaft, die Zink im Vaterunser spürt und mit Hilfe dieser Psalterillustration ausleuchten möchte, ist einfach und erschließt sich doch nur sehr langsam: Daß wir das Leben bestehen können, im Vertrauen auf Gottes Kraft; daß wir das Böse – in uns und außer uns – überwinden können, ohne es auszurotten: „Indem ich, sagt der Maler, die Bedrohung annehme und auf den Hirten (sc. Christus) sehe, statt auf die Schlange, werde ich von der Bedrohung frei.“ (74)

Zinks Buch wird man häufig zur Hand nehmen und betrachten; es sei allen Suchenden und Zweifelnden, Gekränkten und Kranken ans Herz gelegt. *Marion Battke, Altdorf*

### „Eine Art Pfaffenspiegel“

*Franz Jantsch*, Seelsorge im Aufbruch, Ein Pfarrer erzählt, Verlag Styria, Graz – Wien – Köln 1984, 191 Seiten.

Vor rund 50 Jahren stellte der Wiener Pastoraltheologe Michael Pfliegler im „Seelsorger“ die Frage nach der seelsorglichen und geschichtlichen Situation der Kirche in der damaligen Spannung zwischen Austrofaschismus, Austromarxismus und aufkommendem Nationalsozialismus. Er zitierte dazu das geflügelte Wort „custos quid de nocte?“

Einer, der die Geschichte der Kirche und ihrer Seelsorge von damals bis heute miterlebt und in einer ganz persönlichen Art und Weise mitgestaltet hat, Pfarrer Jantsch von der Hinterbrühl und Südstadt bei Wien, hat sich nach einem schweren Autounfall (der ihn dem Tod nahegebracht hatte) die Frage „quid de nocte?“ gestellt: „für mich selbst und für meine Existenz, nicht in einer bestimmten Rolle, sei es als Prophet oder Kritiker . . . Im notwendigen oder zwanghaften Nichtstun wollte ich mir in der neuen Situation klar werden über mich selbst, über Gott und die Welt und über unsere Arbeit.“ Und der bald 75jährige beginnt zu erzählen: Wie er als Kind sein erstes „Kulterlebnis“ hatte („Der Pfarrer stieg die Stufen zum Altar hinauf, öffnete den Tabernakel und nahm die goldene Monstranz heraus. Dann gab er den Segen, und ich hörte das Läuten der Altar-

glöckchen . . .“); von seiner Erstkommunion und Erstbeichte („Bei der Einleitungsformel, die sehr umständlich war, und bei der Aufzählung der Sünden stotterte ich. Der Katechet, der mein Beichtvater war, schrie mit mir, daß ich nicht vorbereitet und unwürdig sei usw. Mit einem Schock ging ich nach Hause.“), wie er vergeblich versuchte, als Gymnasiast oder später als Theologe mit einem Pfarrer, Lehrer, Spiritual usw. ein Gespräch über Glaubensfragen zu führen. Er schildert die triste Eintönigkeit damaliger Gottesdienste („Jede Sonntagsmesse glich der anderen wie ein Ei dem anderen. Es wurde gesungen ‚Hier liegt vor deiner Majestät‘ und ‚Wohin soll ich mich wenden‘ und ‚Glorwürdige Königin‘. Nur an den großen Feiertagen waren musikalische Ämter. Es war immer das gleiche Amt.“), seine Berührung mit orthodoxen und evangelischen Traditionen, die Anregungen aus den Freikirchen und Sekten. Während er von seinen damaligen Wiener Lehrern keine zeitgemäße Theologie erfuhr, nahm er über Bücher und Zeitschriften am damaligen geistigen Aufbruch teil, war erstaunt, wieviel lebendige Erkenntnis in den auf dem Index stehenden Büchern steckte, lernte diesen Aufbruch auch in einem Studienjahr in Münster und in verschiedensten Gemeinden von Nordrhein-Westfalen kennen. Nur so hielt er das Leben im Priesterseminar aus, das er so schildert: „Es war ein einfaches, stumpfsinniges Leben, das wir führten. Um sechs Uhr weckte uns eine Glocke. Wir standen wie die Mönche auf, ohne zu reden; vom Nachtgebet bis zum Morgengebet herrschte Stille, die wir im großen und ganzen hielten. Dann gingen wir in die Kirche, die im Winter eiskalt war, und nach einem nichtssagenden Morgengebet kam die entsetzliche Morgenbetrachtung des Spirituals. Er saß in einer Kanzel, drehte den Kopf und quälte sich, die rechten Worte zu finden. Es gelang ihm nicht. Nach der Messe war Frühstück in einem großen ungeheizten Saal. Man aß, das halbe Jahr im Mantel, aus Blechtellern.“

In ähnlicher Weise erzählt er dann von seinen Erfahrungen als Kaplan mit verschiedenen Pfarrern in Stadt und Land, von seinem vorübergehenden Ausweichen in die Wissenschaft und Hochschulseelsorge, von sei-